

Brandung des Lebens

Auf meinen Reisen durch Europa hatte ich in Mittelpunkten des internationalen Verkehrs oft Gelegenheit, mich mit Wohlfahrtsbeamten, Ärzten, Erziehern und Geistlichen über Seelenschicksale unserer Zeit zu unterhalten. Es war mir nicht um allgemeine Eindrücke zu tun, wie sie jeder hat, der mit offenen Augen durch die Gegenwart schreitet und wenigstens zuweilen nachsieht, was in Romanen geschildert, im Theater und im Kino gespielt wird. Mir ging es um genau verbürgte Tatsachen, und zwar um Tatsachen aus dem Leben von Durchschnittsmenschen, die mit dem Strafgesetze für gewöhnlich nicht in unangenehme Berührung kommen.

Man liest manchmal fesselnde Berichte, die ein Zeitungsmann bei Angehörigen irgend einer Gesellschaftsklasse gesammelt hat. Aber sind die mitgetheilten Fälle aus einer so großen Menge ähnlicher ausgewählt, daß man sie mit Sicherheit als typisch ansehen darf? Bei einem Berichterstatter, der auf seine Umfrage vielleicht kaum ein paar Wochen verwenden kann, leuchtet das nicht ohne weiteres ein. Wer sich dagegen kraft seines Berufes als Arzt, Erzieher, Seelsorger Jahr um Jahr ohne Unterlaß mit den Nöten der Zeit beschäftigen muß, wer diesen Beruf in Großstädten ausübt, durch die der Menschenstrom aus allen Himmelsrichtungen wogt, der ist imstande, das Wesentliche im Antlitz der Zeit vom Zufälligen zu unterscheiden.

Bei meinen Fragen verbarg ich nicht die Absicht, von den Antworten, die ich erhalten würde, öffentlich Gebrauch zu machen. Es war also noch sorgfältiger als bei nicht für den Druck bestimmten Erzählungen alles auszuschließen, was ohne Vertrauensbruch nicht hätte gesagt werden können. Das erwies sich durchaus nicht als schwierig; denn meine Gewährsleute hatten eine so ausgedehnte Erfahrung, daß eine ganze Reihe sehr verschiedenartiger Geschichten entstand, die in allen charakteristischen Zügen von mehr als einem erlebt worden sind. Niemand hat also das Recht zu dem Verdachte, gerade von ihm werde hier bewußterweise gesprochen. Ich habe übrigens, obgleich nicht nur der Kern jeder Geschichte, sondern auch jede für die Sittenschilderung bedeutsame Einzelheit aus dem wirklichen Leben genommen ist, die nebensächlichen Umstände in allen Fällen soweit geändert, wie es sich mit meinem Zwecke, durch urkundlich treue Berichte das Verständnis für die seelische Not unserer Zeit zu fördern, nur irgendwie vereinen ließ.

* *

Im Empfangszimmer des Pfarrers der kleinen Vorortgemeinde saß eine noch junge, gut gekleidete Frau, die ein auffallend häßliches Kind auf ihrem Arm hielt. Hastig sagte sie nach ein paar Begrüßungsworten des Geistlichen: „Entschuldigen Sie, daß ich mit dem Kinde komme. Ich konnte heute nicht anders — vor Angst. Seit gestern ist mein Mann spurlos verschwunden! Auf seinem Tische fand ich diesen Brief an Sie. Öffnen Sie ihn doch sofort!“ Durch das freundliche Gesicht des Pfarrers fuhr ein Zucken, und seine alte Hand zitterte, während er las. „Ist geschehen, was wir schon lange befürchtet haben?“ fragte die bleiche Frau plötzlich. Und als dem Pfarrer die Tränen

in die Augen traten, stand sie still auf und sagte mit ergreifender Festigkeit, das rote, schiefe Gesicht ihres Kindes innig an ihr Herz drückend: „Dann lassen Sie mich in die Kirche gehen, ich komme später einen Augenblick wieder, wenn Sie erlauben.“

So seelenstark war früher einmal der nun zusammengebrochene Mann gewesen. Im vierten Kriegsjahre hatte man ihn wegen ungewöhnlicher Leistungen rasch zum Hauptmann befördert. Eine Woche später hörte er vor seinem Grabenabschnitt an der flandrischen Front nach einem mühsam abgeschlagenen Sturmangriff das unaufhörliche Winseln und Stöhnen eines Verwundeten durch die Nacht gellen. An der Stimme erkannte er deutlich einen seiner Unteroffiziere. Sobald das Pfeifen und Prasseln der feindlichen Geschosse schwächer wurde, sprang der Hauptmann zum Entsetzen der achtzehn Leute, die er noch übrig hatte, auf die Böschung, um den nun fast irrsinnig wimmern den Unteroffizier hereinzuholen. Nach einer Viertelstunde begann plötzlich neues Feuer, eine Granate zerschmetterte dem auf allen vieren kriechenden Hauptmann das linke Bein, eine aufwirbelnde Sandmasse warf ihn auf den Rücken, ein Geschößsplitter schlug ihm ein Auge heraus. Fast einen Tag lag er halb verschüttet, eine ganze Schlacht toste über ihn hinweg. Dann waren die Deutschen im Besitze des Geländes, und er wurde zum Verbandplage geschafft.

Nach Monaten waren seine Wunden geheilt, aber seine Nerven zerrüttet, und seine alte Willenskraft fand er nicht wieder. Seine adelige Pflegerin, die von seiner heldenmütigen That gehört hatte, ward bald die Vertraute seines Grauens vor der Zukunft, und halb aus Mitleid, halb aus Liebe ließ sie ihn allmählich ahnen, daß sie beide einander genug geworden seien, um sich nie wieder zu trennen. Seine Liebe zu der sanften und edeln Frau trübte ihm den Blick für die Größe ihres Opfers, und trotz des Widerstandes ihrer Eltern schritt er, auf ihren Arm gestützt, zum Traualtar.

Die Großbank, bei der er vor dem Kriege Beamter gewesen war, gab ihm auch jetzt wieder eine bescheidene Stelle. Seine Frau hatte nur ihre Aussteuer in die Ehe gebracht; aber sie wären mit seinem Gehalt ausgekommen, wenn er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, der adeligen Familie zu beweisen, daß seine Frau es bei ihm mindestens ebenso gut habe wie im Elternhause. Durch Vermittlung der Bank mietete er an der äußersten Grenze eines Vorortes eine ganz kleine Villa, deren Miete er eigentlich kaum bestreiten konnte. Seiner Frau sagte er, als Bankbeamter mache man leicht auch selbständige Geschäfte, davon verstehe sie nichts. Wenn sie ein nach seinen Begriffen zu altmodisches Kleid trug, war er gekränkt, und allein deshalb kaufte sie sich von dem Gelde, das er freigebig anbot, viel mehr neue Sachen, als sie früher gewohnt war. Seelisch litt sie schwer unter dieser Veräußerlichung eines Zusammenseins, das sie sich ganz innerlich begründet vorgestellt hatte.

Unterdessen quälten ihren Mann seit dem ersten Tage seine alten Wunden mehr, als er ihr eingestand. Die Erinnerung an die erleichternde Morphiumspritze des Lazarettts ward ihm verhängnisvoll: von einem Kollegen, der mit einer mittellosen Apothekerin ein Verhältnis hatte, verschaffte er sich heimlich immer größere Dosen des Giftes. Seine Frau entdeckte mehrmals die Spritze, nahm sie ihm fort und hielt ihm die furchtbar ernste Gefahr für seine Ge-

sundheit und seine Stellung wie für die Zukunft seines Kindes vor. Anfangs gab er seine Unvernunft zu, bald aber antwortete er nur noch schroff, sie habe kein Herz für seine unaufhörlichen Leiden. In ruhigen Stunden klagte er oft dem Pfarrer, mit dem ihn seine Frau in freundschaftliche Verbindung gebracht hatte, daß er keinen Willen mehr habe. Er verfluchte seine Schwäche und kam doch nicht von ihr los. Und obgleich er nie beim Pfarrer beichtete, gestand er ihm in solchen Augenblicken, daß die Mittel für seinen Aufwand eigentlich nicht unbedenklich seien. In Wirklichkeit waren sie mehr als bedenklich. Fortgesetzte kleine Unterschlagungen wuchsen allmählich zu einer beträchtlichen Summe an und wurden entdeckt. Die Bank entschloß sich aus Rücksicht auf seine Frau und seine schwere Verwundung zu schlichter Entlassung und überwies ihm noch einen runden Betrag zur Überwindung der ersten Schwierigkeiten.

Am selben Abend legte er auf seinen Schreibtisch einen alles erklärenden Brief an den Pfarrer, um ihm die Sorge für Frau und Kind zu empfehlen, nahm eine kräftige Morphiumspritze und ging in den nahen Wald. Auf einem abgelegenen See sahen Spaziergänger ein paar Tage später seinen Krückstock treiben, und bald fand die Polizei auch die Leiche. Seine Frau wollte nicht zu ihrer Familie zurückkehren. Sie nahm zwei alte Kriegerwitwen als Untermieterinnen in die kleine Villa und suchte sich in den Geschäften der Stadt Heimarbeit. Ihr Kind wurde immer häßlicher, und sie war entschlossen, nur für dieses mißgestaltete Mädchen zu leben, wie sie vorher für den verkrüppelten Mann gelebt hatte. Früh morgens brachte sie es einer der Witwen ins Zimmer und ging dann selber eine halbe Stunde durch jedes Wetter zur Kirche, um an der Kommunionbank neue Kraft zu schöpfen.

Die hochgewachsene Filmschauspielerin stand am Sterbebett ihrer schwind-süchtigen Freundin Anna und nahm schluchzend Abschied. „Wir werden uns vielleicht auf Erden nicht mehr sehen, Mimy“, sagte die Kranke, „aber ich hoffe, dir auch von der andern Welt aus nahe sein zu können. Bete für mich!“ Mimy ging, immer noch weinend, in eine dunkle Seitenkapelle des Domes, betete fünf Minuten und glitt dann wie von selbst in die Überlegung, ob es wirklich so schlimm wäre, wenn sie den jüdischen Generaldirektor, der von seiner Frau geschieden war, ohne kirchliche Trauung heiratete.

Sie war doch vor sechs Jahren eigentlich bloß Annas wegen katholisch geworden. Weil ihr die protestantische Sonntagsfeier nicht zusagte, war sie als Siebzehnjährige meist mit ihrer Klassenkameradin zur Messe gegangen. Sie glaubte beobachtet zu haben, daß oft ein überirdisches Leuchten um Anna schwebte, wenn sie von der Kommunionbank an ihren Platz zurückkehrte. Da hatte sie gehofft, von ihrer entsetzlichen Angst frei zu werden, wenn auch sie sich in diese heilige Welt flüchtete. Niemand wußte, wie sie damals unter dem im selben Miethause wohnenden Schauspieler litt, den sie seit ihrem vierzehnten Jahre ohne Wissen ihrer Eltern mehrmals in der Woche besuchte. Er bildete sie in seiner Kunst aus und wollte dafür immer nur den einen Lohn, den sie ihm nie mehr verweigern konnte, seitdem sie der Verführung einmal erlegen war. Der Tod ihres Vaters, den man in seiner letzten Nacht stundenlang durch die Wohnung hatte schreien hören, erfüllte ihre schuld-

bewußte Seele mit Schrecken vor der Ewigkeit. Aber nach ihrer Aufnahme in die katholische Kirche wurden ihre Sünden und ihre Angstzustände nicht geringer, was Anna freilich nicht erfuhr.

Durch eine Empfehlung des Schauspielers, der ihrer ohnehin überdrüssig zu sein schien, kam sie mit zwanzig Jahren zum Film. Ihrem geschmeidigen, sportgeübten Körper und ihrem ausdrucksvollen Gesicht verdankte sie rasches Vorankommen, aber auch sonderbare Anträge einer älteren Kollegin. Sie gab fast ohne Widerstand nach und stürzte sich in den wildesten Saumel der Lust, bis die Kollegin sich erschoss, weil sie entdeckte, daß Mimy unterdessen auch einen männlichen Liebhaber hatte, wahrscheinlich sogar mehr als einen. Die Überlebende erschrak, daß ihr das Herz fast still stand, bei dem Gedanken, wo sie nun wäre, wenn die Selbstmörderin sie zuerst erschossen hätte. Trogdem widersprach sie schon nach zwei Monaten nicht im geringsten, als der Forststudent, mit dem sie eben erst ein Verhältnis angeknüpft hatte, einen Kommilitonen wegen einer abfälligen Bemerkung über sie auf Pistolen fordern wollte. Das Duell fand statt, und ihr Geliebter fiel.

Sie erinnerte sich noch deutlich an diesen schrecklichen Tag im vorigen Sommer, und nun würde sie bald auch Anna verlieren, deren reine Nähe ihre Angst vor dem Jenseits immer wieder durch einen Schimmer der Hoffnung auf Verzeihung beschwichtigt hatte. Aber Gott mußte doch wissen, wie schwer ihr eine Änderung wurde, solange ihr junges Blut noch so wild rauschte! Wahrscheinlich würde sie übrigens den Generaldirektor, der schon in den Fünfigern stand und entschieden apoplektisch aussah, überleben. Und wer weiß, ob sie auch nur so lange seine Frau bleiben wird? Warum soll sie also nicht ein paar Jahre das Glück genießen, Herrin seines glänzenden Hauses zu sein? Die Rückkehr zu Gott ist damit ja noch nicht abgeschnitten. —

Der Gedanke an die sterbende Anna verblaßte, die Schrecken der Ewigkeit versanken. Scheu und flehend blickte Mimy noch einmal auf das Altarkreuz, und dann fuhr sie in die Wohnung des Generaldirektors.

„Während der überlangen Leichenrede auf dem schneebedeckten Friedhof scheint es mit meiner Sicht auch nicht besser geworden zu sein“, sagte der grauköpfige Philosophieprofessor zu dem Arzte, in dessen Sanatorium er seit einigen Jahren fast beständig wohnte. Der Arzt fühlte den Puls und bot eine sofortige Untersuchung an. „Danke“, sagte der Philosoph, „jetzt haben Sie Feierabend und die Schwestern ebenfalls; ich komme morgen in Ihre Sprechstunde.“ Und damit sank er mühsam in einen Ledersessel, nahm eine Zigarette und begann, vom Begräbnis zu erzählen.

Die Kollegen von der Universität waren erstaunt gewesen, daß man den alten Beckers katholisch begrub. In den sechs Jahren seines Ruhestandes hatte er kaum noch mit ihnen verkehrt, und so wußten sie nicht, daß der einsame Greis mit einem Besuche des Grabes seiner Eltern eine Lebensbeichte in einem nahegelegenen Kloster verbunden hatte. Nur dem gichtkranken Philosophen, seinem Jugendfreunde, hatte er das geschrieben. Sie hatten als Knaben beide in dem Kloster zur Messe gedient. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren sie auf der Universität unabhängig voneinander mit der Kirche zerfallen. Beckers hatte in Predigten und religiösen Büchern

soviel gefunden, was seine liberalen Geschichtsprofessoren als unbewiesen und sogar als falsch hinstellten, daß ihm der Boden, auf dem er mit seinem Kirchenglauben zu stehen meinte, unter den Füßen wegzugleiten schien. Je tiefer er aber später in die Geistesgeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, die er als besonderes Arbeitsgebiet gewählt hatte, eindrang, desto fester wurde in ihm die Überzeugung, daß die katholische Kirche doch die wahre Religion sei. Nach langem Schwanken zog er auch die Folgerung der Rückkehr zu seinen religiösen Pflichten. Kaum ein halbes Jahr später, am vorigen Sonntag, als er eben von der Kommunion heimgekehrt war, mußte er wohl allzu waghalzig bis zum obersten Fache seiner Bibliothek hinaufgestiegen sein und beim Herausziehen eines Buches das Übergewicht bekommen haben. Jedenfalls fand ihn die Haushälterin tot am Fuße der Leiter, den Hinterkopf blutüberströmt, und etwas entfernt lag offen eine aus dem Einband gerissene „Nachfolge Christi“. Es war eine sehr groß gedruckte Ausgabe, und innen auf dem vergilbten Vorsatzblatte stand der Name seiner Mutter. Die Haushälterin erinnerte sich genau, daß dieses altmodische Buch immer ganz oben unter einer Schachtel mit Familienbildern gelegen hatte.

„Ich kann wohl verstehen“, sagte darauf der Arzt, „daß Ihr Freund die katholische Praxis, auch als er schon zum Glauben an die Wahrheit der katholischen Lehre zurückgefunden hatte, doch nicht sogleich wiederaufnahm.“ — „Warum Beckers jahrelang gezögert hat, weiß ich nicht“, antwortete der Philosoph, „jedemfalls dürfen Sie versichert sein, daß ich für meinen Teil keine Gründe zum Aufschieben sähe, wenn ich wieder so glauben könnte wie er. Aber soweit bin ich noch nicht.“

Im nächsten Sommer erhielt der Philosoph in Aachen, wo er gerade eine Kur gegen seine Gicht machte, von der Frau seines ärztlichen Freundes die Nachricht, daß ihr Mann gestorben sei, und daß sie mit Hilfe des ersten Assistenten das Sanatorium einstweilen weiterzuführen gedenke. Sie bat den Professor, seine Kur nicht zu unterbrechen und versprach, bald ausführlich zu schreiben.

Die Frau war katholisch und hatte schon immer gefühlt, daß ihr Mann sich innerlich für den überragenden Wert ihrer Religion entschieden hatte. Nach langen Beobachtungen von Patienten aller möglichen Weltanschauungen hatte er sich das Urteil gebildet, daß der Katholizismus an religiöser Einwirkung auf die Seelen unübertroffen dastehe. Nur die Rücksicht auf seinen Bekanntenkreis hielt ihn ab, förmlich in die katholische Kirche einzutreten. Dabei konnte er sich aber durchaus nicht beruhigen, und gerade durch das Schicksal des alten Beckers war ihm seine Verantwortung sehr lebhaft zum Bewußtsein gekommen. Dennoch beharrte er in seiner Unentschlossenheit, bis ihn ein Schlag traf. Er hatte gerade noch Kraft und Zeit, vor dem telephonisch herbeigerufenen katholischen Pfarrer das Glaubensbekenntnis abzulegen und ihm kurz zu beichten. In zwei Stunden war er tot.

So schrieb die Witwe. Dem Philosophen rannen Tränen über die runzeligen Wangen, und am folgenden Tage antwortete er, die innere Entwicklung ihres Mannes sei ihm nicht ganz unbekannt geblieben. Mehr als einmal habe er ihm klar zu machen versucht, wie verkehrt und gefährlich das Zögern sei. Wer an die katholische Kirche glaube, müsse sich auch zu ihr bekennen. Diese Mah-

nungen hätten aber leider nie Erfolg gehabt — vielleicht weil er selber nicht gläubig gewesen sei. Er sei es auch jetzt nicht. Sie möge für ihn beten.

Die „Sportkomtesse“ stand bei allen Jockeis des Rennplatzes in Ansehen. Sie ritt nicht schlecht, und sie fluchte echt englisch. Dem einen oder andern warf sie zuweilen einen ganz nichts-nützigen Blick zu, aber nur bligartig; denn sie war in diesem Spiel von Kindheit an geübt. Niemand ahnte, was sie schon mit vier Jahren von ihrer französischen Bonne gelernt hatte, niemand hatte bemerkt, wieviel schlüpfrige Romane schon die Zwölfjährige heimlich aus dem Zimmer ihrer Mutter nahm. Den katholischen Vetter, der in ihrem vierzehnten Sommer seine Gymnasialferien bei ihnen zubachte, hielt sie anfangs für zu fromm und beschränkt, um das mit ihm zu erleben, was sie in den Romanen gelernt hatte. Als sie aber sah, daß ihm diese Dinge doch nicht so fremd waren, ließ sie sich gern von ihm verführen, selbstverständlich ohne Beteiligung des Herzens.

In ihrer Familie wurde auf tadellose Haltung gesehen, und so oft man zu Beginn des Winters in die Hauptstadt zog, erklärte der Graf, die neumodische Umgebung, der man sich leider nicht entziehen könne, dürfe niemals ein Anlaß zur Verleugnung ererbter Grundsätze werden. Die Komtesse stimmte dem immer lebhaft zu, besonders seitdem sie gehört hatte, daß alle gutgesinnten Kreise sich im Kampfe gegen die von links drohende Zersetzung der vaterländischen Ideale zusammenschließen müßten. Sie hatte es ja gar nicht nötig, allein auszugehen; denn die fast gleichalterige Tochter einer sehr befreundeten freiherrlichen Familie hing so schwärmerisch an ihr, daß sie alle Wünsche nach gemeinsamen Entdeckungsfahrten in den Strudel des Weltstadtlebens erfüllte. Natürlich ließ man sie abends auch zusammen nicht fort, aber bis zur Dunkelheit verschafften sich die Mädchen unter allerlei Vorwänden so berauschende Genüsse, daß sie in den Abendgesellschaften, zu denen sie erscheinen mußten, weitere Aufregung schmerzlos entbehrten. Dasselbe Jahr, in dem beide mündig wurden, brachte übrigens den katholischen Vetter als Referendar in die Hauptstadt. Im Frühjahr zeigte sich, daß er mit der Komtesse wohl gerne ritt, sich aber in die Baronesse, die für allen Sport wenig übrig hatte, leidenschaftlich verliebte. Die Komtesse ärgerte sich bloß darüber, daß die sentimentale Baronesse, die dem stürmischen Referendar auch das Letzte rasch bewilligt hatte, diese Sache so ernst nahm und für freie erotische Beutezüge sogar im nächsten Winter noch nicht wieder zu haben war.

Eines Morgens erschien der Referendar nicht auf dem Reitplatz, obwohl das vor zwei Tagen fest verabredet worden war. Die Komtesse telephonierte in seine Wohnung: er war abgereist. Sie fuhr zum Hause der Baronesse: die lag wie tot in ihrem Bett, und der von den ahnungslosen Eltern herbeigerufene Arzt stellte eine schwere Veronalvergiftung fest. Die Mutter der Komtesse war entsetzt, als die Tochter ihr sogleich nach der Heimkehr die Neuigkeit erzählte. Ob sich denn die Baronesse für den Referendar besonders interessiert habe. Leider zuviel, aber was das zur Sache tue, antwortete die Tochter. Die Gräfin schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte nur: „Mein Gott! Mein Gott!“ Sie hatte gestern die Mutter der Baronesse getroffen und ihr von dem schweren Kummer gesprochen, den der Referendar der Fa-

milie bereitet habe. „Davon hast du mir nichts gesagt“, fiel die Tochter ein. „Du warst wieder nicht zu Hause, als ich den Brief vorlas“, sagte die Mutter; „als aber die Baronin die traurige Nachricht ihrem Manne brachte, wird wohl deine Freundin zugegen gewesen sein, deren Beziehungen zum Referendar ihr beide ja wieder verheimlicht habt.“

Die Mutter des Referendars war in derselben Klosterschule erzogen worden wie die katholische Frau des protestantischen Hausarztes, und die hatte daraus, wenigstens seit sie in den Vierzigern war, das Recht auf eine Art von tantenhafter Zuneigung zu dem Sohne ihrer adeligen Freundin abgeleitet. Der war allerdings kein Kind mehr, und sie suchte sich auch vergebens vorzutäuschen, daß sie nur die Gefühle einer Tante für ihn habe. Allmählich entstand ein vollkommen ehebrecherisches Verhältnis. Das wurde entdeckt, die Schuldige floh mit ihrem Schmuck ins Ausland, und der Referendar reiste ihr mit rasch geborgtem Gelde nach. Der alte, kinderlose Arzt überließ die treulose Frau ihrem Schicksal, der Graf regelte mit dem Ministerium den Austritt seines Sohnes aus dem Staatsdienste und bezahlte den wucherischen Geldgeber. So war einstweilen alles aus der Welt geschafft, und auch die Folgen der Veronalvergiftung verloren sich.

Um die Geheilte recht von ihrer Torheit zu überzeugen, entwickelte die Komtesse die Theorie, die Liebe sei ein Sport wie jeder andere. Man müsse die Mitspieler manchmal wechseln, und man müsse selbstverständlich auch mit mehreren zugleich spielen können. Sie selber werde nächstens einen Prinzen aus einer Nebenlinie eines ehemals regierenden Hauses heiraten. Wie er heiße, sage sie, sobald die Sache fest sei. Der Prinz brauche ihr Geld, und sie höre sich ganz gern „Durchlaucht“ anreden. Dabei werde von vornherein ausgemacht, in der Öffentlichkeit alle herkömmlichen Formen und im Verborgenen alle persönlichen Freiheiten zu achten. Weder der Prinz noch sie wolle auf die gewohnten Abenteuer verzichten, ohne die das Leben zu langweilig sei.

Die Baronesse konnte sich nicht entschließen, diese Spieltheorie auf die Ehe anzuwenden. Sie ging oft heimlich in die katholische Kirche, die sie sich von dem geliebten Referendar aus Interesse an seiner Religion hatte zeigen lassen. Abends blieb sie meistens zu Hause, zündete ihren zierlichen Samowar an, trank bis tief in die Nacht eine Tasse Tee nach der andern und las dabei alte und neue Mystiker, indische, protestantische und katholische. Ihre Versuche, dann durch Veronal doch noch Schlaf zu finden, waren gewöhnlich vergebens. Die Prinzessin erzählte ihr von Zeit zu Zeit Geschichten aus dem Doppelleben in der neuen Ehe. Sie war auf die Treue der mystischen Jugendfreundin stolz und hätte es auch nicht ausgehalten, niemand zu haben, dem sie ihre Eroberungen hätte schildern können. Zuweilen fing die Baronesse wieder Feuer und machte einen ganz dummen Streich, aber dann ging sie wochenlang nur um so fleißiger in die katholische Kirche.

Das blieb so mehrere Jahre, bis eines Nachmittags die Prinzessin mit der Neuigkeit kam, der Geistliche eines portugiesischen Krankenhauses in Afrika habe an ihren Onkel geschrieben, der verschollene Sohn sei dort nach Empfang der Sakramente an Typhus gestorben und habe ihn gebeten, der Todesnachricht die Mitteilung beizufügen, die Frau des bewußten Arztes betreibe in Loanda, soweit er wisse, eine nicht sehr besuchte Bar für Matrosen.

Die Baronesse war mehrere Tage nicht zu sehen. Dann bat sie die Prinzessin, die bei früheren Besuchen in der Familie des Toten den katholischen Hausgeistlichen kennen gelernt hatte, ihr die Bekanntschaft mit dem nun in der Hauptstadt wohnenden Priester zu vermitteln; denn sie wolle katholisch werden. Die Prinzessin fand das zwar grotesk, tat ihr aber gern den Gefallen und gab dem alten Herrn im Beisein ihrer etwas verlegenen Freundin sogleich zu verstehen, dieses Schäflein sei ziemlich weit in der Wüste gewesen und würde sich wohl nicht ganz an die Hürde gewöhnen. Die Baronesse gewöhnte sich wenigstens soweit ein, wie streng erforderlich war, und die Prinzessin sagte ihrer verwandelten Freundin am ersten Jahrestag der Aufnahme beim Tee: „Sonderbar, wenn ich morgens durch unsere stille Allee reise, muß ich oft an dich denken, und dann kommt mir mein Leben gar nicht mehr so lustig vor!“

* * *

Der Arzt hatte auf dem Heimweg von einem weit entfernten Kranken seinen Wagen vor dem Pfarrhause halten lassen, um mitzuteilen, daß der Patient morgen die Sterbesakramente zu empfangen wünsche. Es war naßkalt und schon dunkel, und da Pfarrer und Arzt sich gut kannten und mit ihrer Tagesarbeit fertig waren, saßen sie bald in einer warmen Ecke und plauderten.

„Was Sie übrigens vor vierzehn Tagen bei der Versammlung des katholischen Männervereins über die Ehe gepredigt haben“, sagte der Arzt, „hat schon viel Kopfschütteln hervorgerufen. Gar nicht wenige betrachten Ihre Ansicht, das einzige erlaubte Mittel der Geburtenbeschränkung sei die Enthaltung, als eine völlig weltfremde Theorie.“ — „Das ist aber doch nicht bloß nach meiner Ansicht, sondern nach der Lehre der Kirche so“, wandte der Pfarrer ein. „Weiß ich wohl“, antwortete der Arzt, „und weil es Ihnen gelegentlich von Nutzen sein kann, will ich Ihnen aus meiner Erfahrung bestätigen, daß die Kirche auch in diesem Punkte durchaus keine unerfüllbaren Forderungen stellt.“

Und nun begann der Arzt zu erzählen, wie er vor mehreren Jahren auf dem Stiftungsfeste seiner Verbindung seinen Leihburschen wiedergesehen habe, einen in der katholischen Bewegung sehr tätigen Studienrat. Morgens um 3 Uhr nach dem Kommers sei er mit ihm in ernstem Gespräch über die linden-dunkeln Wälle der kleinen Universitätsstadt gebummelt. Der Studienrat hatte auf dem Kommers die Prinzipienrede gehalten. Seine Worte über die Religion hatten den Arzt mit niederschmetternder Wucht getroffen. Der Redner hatte auf Grund der Mitteilungen Dietrichs v. Hildebrand im ersten Jahrgang des „Katholischen Gedankens“ das Schicksal Max Schelers als erschütternde Mahnung zur Treue gegen die sittlichen Gebote der Religion gedeutet. Scheler habe schon als Knabe den Weg zur katholischen Kirche gefunden, sie aber mit 24 Jahren wieder verlassen, um eine geschiedene Frau heiraten zu können, sei 18 Jahre später zur Kirche zurückgekehrt und dann nach sechs Jahren aus ähnlichen Gründen wie das erste Mal wieder von ihr abgefallen. Er habe Dietrich v. Hildebrand gestanden, daß ihn die Sinnlichkeit immer wieder überwältige, und daß er es auf die Dauer nicht aushalten werde, sich stets als Sünder betrachten zu müssen. Um sich von der drückenden Last seines Schuldbewußtseins zu befreien, habe dann Scheler nach zahllosen mündlichen und brieflichen Bekenntnissen seines katholischen Glaubens in wenigen Jahren seine Philosophie so umgestellt, daß ihm zuletzt das Christentum nur noch als

Mythos und die Anerkennung eines persönlichen Gottes als Täuschung erschienen sei.

„Ich bin zwar kein Philosoph“, habe darauf der Arzt zu seinem Leibfuchs gesagt. „aber durch deine Worte ist mir klar geworden, daß ich mich aus ähnlichen Gründen wie Scheler schon weiter von der Kirche entfernt habe, als ich eigentlich verantworten kann.“ Und mit der Offenherzigkeit, die nach einem flotten Kommerse so leicht fällt, habe er angefangen, von seiner kranken Frau zu sprechen, die nach Ansicht der besten Spezialisten keine Geburt mehr überstehen könne. Nun sei es doch ausgeschlossen, daß er den ehelichen Verkehr völlig aufgebe, und weil kein Beichtvater vorbeugende Maßnahmen für erlaubt erklären wolle, verzichte er eben auf die Beichte, obwohl das ja mit dem Glauben, den er innerlich und äußerlich noch bekenne, durchaus nicht im Einklang stehe.

Da sei der prinzipienfeste Leibfuchs so herzlich geworden wie in jungen Tagen und habe still von seiner eigenen Ehe zu erzählen angefangen. Seine Frau war eine richtige *filia hospitalis*, die Tochter der protestantischen Hauptmannswitwe, bei der er in seinen letzten drei Semestern gewohnt hatte. Er gab der Achtzehnjährigen englische Stunden, und beim Lesen von Francis Thompson entspannen sich Gespräche über den Katholizismus, die mündlich und später brieflich fortgesetzt wurden, bis das Mädchen zur katholischen Kirche übertrat. Gleich nach seiner festen Anstellung kam er als Brautwerber, und beide waren übergücklich. Die Hochzeit sollte im Dezember sein. Am Tage vorher besiel die Braut, als sie auf dem windigen Bahnsteige seinen verspäteten Zug erwartete, eine schwere Erkältung, und schon ein paar Stunden nach der Trauung mußte sie mit hohem Fieber ins Bett. Das war der Beginn einer Tuberkulose, die sie nie mehr zu frischen Kräften kommen ließ, obwohl sie meistens blühend ausah und mit ihren wunderbar blauen Augen und ihrem flach blonden Haar alle entzückte. Den jungen Ehemann ergriff verzehrende Sehnsucht, so oft er sie ansah, aber dann dachte er nur mit um so größerer Innigkeit an ihr gemeinsames Versprechen. Denn sobald die Langwierigkeit des Leidens feststand, hatten sie sich feierlich gelobt, wie Bruder und Schwester zusammenzuleben, bis sie gesund wäre, und wenn es noch so lange dauern sollte. Sie hätten sich gesagt, daß sie sich nicht wahrhaft lieben könnten, wenn sie einer des andern Seele in schwere Schuld vor Gott verstrickten. Er schlafe allein auf dem Liegesofa seines Arbeitszimmers. Um stark zu bleiben, gingen sie zusammen mindestens jeden Sonntag zur Kommunion. Es sei gewiß nicht das Glück, das er von der Ehe gehofft habe, aber er müsse lügen, wenn er behaupten wolle, er sei unglücklich.

„Ihr Leibfuchs ist ein herrlicher Mensch“, sagte der Pfarrer. „Wenn nur nicht so viele vergäßen, daß man in schwierigen Lagen nicht seltener, sondern häufiger zu den Sakramenten gehen muß!“ Der Arzt antwortete, er stimme aus eigener Erfahrung vollkommen zu, wenn er sich auch noch lange nicht mit seinem Leibfuchs vergleichen könne. Der habe ihm damals zugeredet, er solle es doch noch einmal mit der Beichte versuchen und sich dabei belehren lassen, was erlaubt sei und was nicht. Er wolle ja doch im Grunde mit Gott in Frieden leben, und wenn er sich ehrlich um die Hilfe Gottes bemühe, dürfe er auf die Kraft zur Erfüllung der göttlichen Gebote fest vertrauen. Aus dieser

Seelenverfassung entstehe bei der Vorbereitung zur Beichte der ehrliche Entschluß, sich nun vor dem Mißbrauch der Ehe sorgfältig zu hüten. Auf diese Versicherung hin werde der Priester ihm die Lossprechung geben. Sollte dann nach einiger Zeit der gute Wille wieder schwach werden, so sei das eben ein bedauerlicher Rückfall, wie er auch bei andern Sünden vorkomme, und genau wie bei andern Sünden sei dann durch eine neue Beichte mit neuem Vorsatz der Wille wieder zu stärken. „Ich danke Gott, daß ich meinem Freunde gefolgt bin“, schloß der Arzt, „ich gehe nun seit vier Jahren ungefähr jeden Monat zur Beichte, die Rückfälle sind immer seltener geworden, und ich hoffe, daß ich auch noch mit dem Rest von Willensschwäche aufräumen werde.“ — „Für ihre Mitteilungen bin ich Ihnen sehr dankbar“, sagte der Pfarrer, als der Arzt sich erhob, „vielleicht habe ich mich manchmal bei Leuten Ihrer Art noch nicht genug auf weite Sicht eingestellt und aus Rückfällen zu leicht den Schluß gezogen, der für eine gute Beicht erforderliche Wille zur Besserung sei nicht vorhanden.“

* * *

Unter den Sträflingen, die stumm den Gefängnishof umschritten, fiel einer, der kaum weit in den Dreißigern sein konnte, durch seine schlechte Haltung, seinen scheuen Blick und die Reinlichkeit seiner Kleider auf. Sein alter Onkel, der als Taufpate nach dem Tode des Vaters immer treu besorgt um ihn gewesen war, hatte vor einigen Tagen den Anstaltsgeistlichen besucht und ihn gebeten, doch zu helfen, daß der Unglückliche den Wert der Wahrhaftigkeit endlich schätzen lerne. Bis jetzt habe er sein ganzes Leben auf Lügen gebaut.

Dem Onkel hatte der Gefangene alles eingestanden. Schon in seiner frühen Jugend waren die Eltern und zwei Wohltäter, die ihnen ermöglichten, den einzigen Sohn studieren zu lassen, über seine Verlogenheit und seine vielen kleinen Diebstähle aus der schlecht bewachten Kasse des väterlichen Kramladens entsetzt. Durch sein zerknirshtes Flehen um Verzeihung und seine stets guten Schulzeugnisse ließen sie sich immer wieder versöhnen. Gegen Ende seiner technischen Studien lernte er in einem Sportverein die Tochter einer verarmten protestantischen Patrizierfamilie kennen. Das eigentlich nicht mehr junge und stark sinnliche Mädchen verliebte sich in den hübschen Burschen, der freilich als Spieler durchaus nicht glänzte. Er hatte nie erwartet, daß ihm eine Dame aus solchen Kreisen so hemmungslos entgegenkommen werde. Vor der letzten Vertraulichkeit, zu der sie mit kaum verhüllter Leidenschaft drängte, schrak er aus unbestimmter Furcht vor Verwicklungen und wohl noch mehr aus selbstfüchtiger Berechnung zurück. Sie fühlte sich bereits so an ihn gefesselt, daß sie auf seinen Wunsch einging, als er sehr vorsichtig andeutete, seine katholische Überzeugung gestatte ihm die Erfüllung ihres Wunsches nicht vor der Ehe. Er hoffte, sie auf diesem Umwege zu veranlassen, ihm durch die weitreichenden Beziehungen ihrer Familie zunächst eine gute Stelle zu verschaffen.

Wirklich wurde er Ingenieur in einer Maschinenfabrik, deren Generaldirektor mit dem Vater seiner Geliebten eng befreundet war. Da der vermögenslose Patrizier ohnehin keine Wahrscheinlichkeit sah, seine verblühende Tochter besser versorgen zu können, gab er widerwillig ihrem Drängen nach und stimmte der Heirat mit dem leider katholischen Ingenieur unter der Be-

dingung zu, daß mindestens auch eine protestantische Trauung stattfinde: das sei er den Überlieferungen seiner Familie schuldig.

Sobald der Onkel des Ingenieurs die Nachricht von der Verlobung erhielt, erinnerte er sein Patenkind an das Versprechen, das die todfranke Mutter ihm abgenommen hatte. Sie war protestantisch gewesen und als ganz junge Frau bei seiner Geburt, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte, in einem katholischen Krankenhause mit solcher Aufopferung behandelt worden, daß sie nach der Genesung ihre Pflegeschwester jahrelang besuchte, sich von ihr viele katholische Bücher lieh und schließlich erklärte, sie wolle selber katholisch werden. Ihre streng protestantische Mutter und ihr Mann, der als junger Handelsangestellter aus kopfloser Wut über eine Maßnahme des geistlichen Vereinspräses vom Katholizismus zur Freidenkerbewegung übergegangen war, suchten sie durch die schwersten Drohungen davon abzuhalten. Aber sie gab nicht nach. Schon hatte sie sich entschlossen, es auf eine Scheidungsklage ankommen zu lassen, als ihr Mann plötzlich an Lungenentzündung erkrankte und innerhalb einer Woche starb. Zwei Tage nach dem Begräbnis starb auch ihre Mutter. Nun ließ sie ungehindert sich und ihr mit zehn Jahren noch nicht getauftes Kind in die katholische Kirche aufnehmen.

Das erzählte die Mutter ihrem Sohne, als er kurz vor seiner letzten Prüfung auf ihren dringenden Wunsch noch einmal an ihr Krankenbett geeilt war. Dann verlangte sie von ihm das Versprechen, nur eine Katholikin zu heiraten, eine Andersgläubige auch dann nicht, wenn sie alle kirchlich vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen oder sogar vor der Trauung katholisch werden wolle. Aus eigener Erfahrung wisse sie, daß man im katholischen Glauben aufgewachsen sein müsse, um imstande zu sein, ihn mit all seinen tausend Wurzeln fest in die Seelen der Nachkommen zu pflanzen. Sie habe ihrem Sohne aus diesem Grunde nicht genug sein können, und darum müsse er wenigstens eine durch und durch katholische Frau haben. Das von der sterbenden Mutter geforderte Versprechen hatte der Student weinend gegeben, obgleich ihn schon damals die Heirat mit der protestantischen Patriziertochter beschäftigte. Sollte jetzt der Ingenieur die glänzend angebahnte Zukunft wieder gefährden? Der Onkel begnügte sich schließlich damit, daß ihm sein Patenkind wenigstens das zusagte, was nach den Vorschriften der katholischen Kirche unbedingt erforderlich ist, also Verweigerung der protestantischen Trauung und Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion.

Aber der künftige Schwiegervater erklärte es für völlig unmöglich, auf die protestantische Trauung zu verzichten; wenn er sich darauf einlasse, werde seine gesellschaftliche Stellung in der fast ganz protestantischen Mittelstadt unerträglich. Der Ingenieur sagte nichts von den Abmachungen mit dem Onkel und beschloß, dessen zufällige Äußerung zu benutzen, er als einfacher Anstreichermeister werde sich von der vornehmen Verwandtschaft so fern wie möglich halten. Also konnte man die katholische Trauung ganz im stillen in der Stadt vollziehen lassen, wo die Maschinenfabrik lag, und wo deshalb der Ingenieur seinen Wohnsitz hatte. Der Onkel wurde dazu eingeladen, und er kam, weil ihm versichert worden war, außer ihm werde nur noch der Vater der Braut als Zeuge da sein. Nach der Trauung hielten die vier ein ziemlich ungemütliches Frühstück in einem Restaurant, und dann ging es schnell zum Bahnhof,

wo schon eine Gruppe von Damen und Herren der Fabrik versammelt war, um mit in die einige Schnellzugstunden entfernte Heimat der Braut zu fahren. Der Onkel war froh, daß der Zug die Gesellschaft bald entführte. Als er gegen Abend wieder in seine Werkstatt trat und an das glänzende Festmahl dachte, bei dem nun wohl sein Nefte glückstrahlend im elterlichen Hause seiner jungen Frau saß, ahnte er nicht, daß vorher mit nicht geringerem Pomp die protestantische Trauung gefeiert worden war.

Der katholische Pfarrer erfuhr erst mehrere Monate später durch eine arglose Bemerkung eines katholischen Hochzeitgastes von der Fabrik, wie man ihn getäuscht hatte. Er machte dem Ingenieur deswegen pflichtgemäß, aber nicht unhöflich ernste Vorhaltungen, und der brach nun mit ihm und mit der Kirche überhaupt jede Verbindung ab. Um sein Gewissen zu betäuben, warf er sich ganz in die Arbeit. Trotz guter Aussichten, rasch voranzukommen, fühlte er, daß ihn die Verwandten seiner Frau nicht als ihresgleichen behandelten. Er hoffte aber, ihnen bald zu beweisen, daß er auf demselben Fuße zu leben verstehe wie sie. Mit einem Teil seines Gehaltes machte er heimlich Börsengeschäfte, und als ihm der Gewinn zu langsam wuchs, veruntreute er Gelder der Fabrik. Wenige Tage nach dem prunkvollen Feste, das er zur protestantischen Taufe seines ersten Kindes gab, wurden die Unterschleife entdeckt. Ein halbes Jahr später war die Ehe geschieden, und er saß im Gefängnis.

* * *

Ein betrunkenener Nachtschwärmer torfelte gegen das schlanke, blonde Mädchen, das aus dem Nebel des frühen Herbstmorgens die Freitreppe zur katholischen Kirche des Hafenviertels hinanstieg. Mit einigen elastischen Sprüngen verschwand sie hinter der schweren Tür. In einer der mittleren Bänke kniete sie nieder, ging ein paar Minuten später in den Beichtstuhl, empfing unter der Messe die Kommunion und trat nach einiger Zeit ernst und schön auf die nun bereits hell gewordene Straße hinaus. Flink bog sie in eine stille Seitengasse, nahm aus ihrer Handtasche ein Brötchen und aß es im Gehen. Am Ende der Gasse wartete sie auf den Omnibus, mit dem sie alle Werkstage ins Geschäft fuhr.

Auch heute war Werktag. Nur in der Woche konnte sie zuweilen heimlich die Messe besuchen. Sonntags wäre sie trotz ihrer neunzehn Jahre von Vater und Mutter verprügelt worden, wenn sie die Ruhe der sehr engen Wohnung vor 11 Uhr gestört hätte. Und um 11 Uhr verlangte man unbedingt, daß sie zu Hause blieb, um zu kochen. Der Anstellung als Maschinenschreiberin hatte sie es zu danken, daß sie an Werktagen früher hinausgelassen wurde. Lieber hätten die Eltern täglich bis Mittag geschlafen. Die Mutter ging als Prostituierte bis tief in die Nacht auf Erwerb aus. Der Vater war bei Lannenbergs so schwer verwundet worden, daß er sich nur tiefgebückt voranschleppen konnte. War er überhaupt ihr Vater? Jedenfalls trug sie nicht seinen Namen, sondern den der Mutter. Der Krüppel, den sie aus Mitleid Vater nannte, war vor dem Kriege Zuhälter ihrer Mutter gewesen. Die hatte den faulen Trinker nicht bloß mit dem Ertrag ihres nächtlichen Gewerbes unterhalten, sie hatte ihn wirklich geliebt. Ohne Bedenken hatte er deshalb nach seiner gräßlichen Verwundung vorausgesetzt, daß sie ihn wieder zu sich nehmen werde, und er hatte sich nicht getäuscht.

Aber von seiner Rente und dem wenigen, was die gealterte Prostituierte noch verdienen konnte, blieb nach Abzug der Haushaltungskosten bei weitem nicht soviel übrig, wie er unten im Keller beim Kaschemmentwirt zu vertrinken und zu verspielen wünschte. Er wollte doch auch noch was vom Leben haben, und warum sollte das bildhübsche Mädel nicht auf dieselbe Weise Geld verdienen wie ihre Mutter! Das Mädchen aber weigerte sich unbedingt, obgleich sie keinen Tag vor seinem unflätigen Zureden sicher war und nicht immer rechtzeitig der Krücke ausweichen konnte, mit der er wütend nach ihr stieß. Fast noch mehr litt sie, wenn die Prostituierte über den hochmütigen Undank ihres Kindes jammerte, das sich für den lebenslangen Beruf seiner Mutter zu vornehm dünke. Oft und oft wußte das arme Mädchen sich nicht anders zu helfen, als daß es sich in sein winziges Kämmerchen einschloß. Da nahm sie aus einem Beutel, der in der Ecke des Kleiderschranks verborgen war, ein kleines Metallkreuz und ein Gebetbuch, kniete nieder und versenkte sich in die Stationen des Kreuzweges. Der Sturm ihres Herzens wurde stiller, und sie weihte dem Heiland von neuem ihren Schmerz und ihre Reinheit.

Das alles hatte sie nach und nach einer Wohlfahrtspflegerin erzählt, die oft in dem elenden Miethause zu tun hatte. Die beiden wurden Freundinnen, und als die Pflegerin ins Kloster wollte, erwachte derselbe Wunsch in der Maschinenschreiberin. Aber sie meinte, ihre Mutter und den hilflosen Trunkenbold nicht allein lassen zu sollen. So duldete sie weiter und machte bis zur Erschöpfung Überstunden, um die unablässigen Geldforderungen der beiden zu befriedigen. Von ihrem Leid und ihrer Sehnsucht sprach sie bei der Kommunion oft weinend mit dem Heilande, und das wurden dann ihre seligsten Augenblicke. Zuweilen schrieb sie darüber auch der Freundin ins Kloster. Nach zwei Jahren wurde der Vater eines Abends in der Kaschemme von einem andern Betrunknen erstochen, und nicht lange nachher brachte man die Mutter wegen eines weit vorgeschrittenen Geschlechtsleidens ins Krankenhaus. Sie konnte nicht mehr entlassen werden.

Nun erst bat die Tochter um Aufnahme ins Kloster. Ihr Beichtvater gab ihr das beste Zeugnis, die Freundin bestätigte alles, aber die Regel der Genossenschaft ließ nur Bewerberinnen von ehelicher Geburt zu. Glücklicherweise war die Generaloberin eine mutige und hochherzige Frau. „Wir müßten uns schämen“, sagte sie, „wenn wir diese Heldin zurückwiesen“, und sie ruhte nicht, bis sie von Rom die zur Aufnahme nötige Vollmacht erhielt.

Als die Gräfin, die auf ein dringendes Telegramm ihres Vaters die Mittelmeerfahrt abgebrochen hatte, erschöpft zu Hause ankam, schrieb ihr der alte Mann, rot vor Wut, entgegen, nun werde aber Schluß gemacht, er verlange Auflösung der Handelsgemeinschaft und Trennung der Ehe, ein ehrlicher Holzhändler brauche seine Tochter und sein Geld nicht an einen adeligen Windbeutel wegzuverwerfen. Wie immer in solchen Fällen, ließ die junge Frau wortlos ihren Vater stehen und ging zu ihrer Mutter. Die erzählte, daß der Graf eine zweitägige Abwesenheit ihres Schwiegervaters dazu benutzt habe, einen bedeutenden Betrag von der Bank abzuheben und ohne irgend eine Mitteilung zu verreisen. Seit fast einer Woche sei man ohne Nachricht. Um kein Aufsehen zu erregen, habe man sich noch nicht an die Polizei gewandt.

Das Hauspersonal der gräflichen Villa halte sich an die Äußerung des festen Stubenmädchens, daß der Graf wahrscheinlich mit dem eleganten fremden Baron, der an zwei Abenden mit ihm nach Hause gekommen sei, und mit dem er sich offenbar gut verstanden habe, eine längere Bummelfahrt mache. Vater und Mutter wußten nichts von diesem Baron, und auch von den Leuten in der Villa kannte niemand seinen Namen.

Die Gräfin wurde bleich, sagte aber zum Staunen der Mutter nur, sie hoffe, bald Klarheit zu schaffen, und wolle zunächst in der Villa nach dem Rechten sehen. Aus der Beschreibung, die das Stubenmädchen vom Aussehen des Barons gab, erkannte sie sofort die Richtigkeit ihrer Ahnung: es handelte sich nicht um einen Baron, sondern um den jungen Bankier, mit dem ihr Mann im Felde beim Divisionsstab in unlautere Beziehungen geraten war. Vor der Verlobung hatte er ihr eingestanden, daß ihn diese Leidenschaft noch immer verfolge, aber sie hatten sich gegenseitig, weil doch beiden am Zustandekommen der Ehe sehr viel lag, mit der Hoffnung beruhigt, die echte Liebe, die sie für einander fühlten, werde ihn vor dem Rückfall in die alte Verirrung schützen. Wirklich glaubten sie beide, einige Monate nach der Trauung bei einem zufälligen Zusammentreffen beobachtet zu haben, daß der Bankier keinen störenden Eindruck mehr auf den Grafen machte, dagegen für die Gräfin ein fast zu lebhaftes Interesse bekundete. Allmählich war aber eine Trübung des ehelichen Verhältnisses eingetreten. Der Vater schien nicht zu begreifen, daß sein Schwiegersohn, der mit Leib und Seele Offizier gewesen und nach dem Kriege aus Not Jurist geworden war, sich nicht mit einem Mal für den Holzhandel begeistern konnte. Er legte es dem fast vermögenslosen Grafen als Schmarogertum aus, daß er sich mit der Rechtsberatung begnügen wollte, für die allein er doch eigentlich in die Firma aufgenommen worden war. Der Holzhändler hatte es anfangs geradezu als ein Glück angesehen, daß er sich nun gegen die immer lästiger werdenden Geseze durch einen Syndikus schützen lassen konnte, der als Mitglied der Familie und der Firma doppelt an diesem Schutze interessiert war. Aber immer mehr wurde der Schwiegersohn, der ja auch juristische Dinge noch nicht mit der Fixigkeit eines alten Praktikers erledigen konnte, derart mit Arbeiten jeder Art überhäuft, daß er aus Zeitmangel wie aus Arger seine Frau zu vernachlässigen begann. Die war deshalb mit ihrem Göhnchen viel auf Reisen gegangen, und so mochte in dem Manne die verderbliche Neigung zu dem Bankier wohl wieder erwacht sein, zumal da er vielleicht durch ihn eine angenehmere Stellung zu finden hoffte.

Die Gräfin saß diesen Abend ungeachtet ihrer Ermüdung von der hastigen Heimreise lang am Bette ihres Sohnes, der bald fest eingeschlafen war. Schon um dieses Kindes willen hätte sie die Vernachlässigung durch ihren Mann, die er ja auch nicht allein verschuldete, viel geduldiger ertragen müssen. Sie sank auf die Knie und betete. Am folgenden Morgen schrieb sie an ihren Vater und an den Freund ihres Mannes. Dem Vater erklärte sie, von Ehescheidung könne gar keine Rede sein: sie liebe ihren Mann, und außerdem sei sie aufrichtig katholisch, wenn sie auch erst aus Anlaß der Ehe aus der israelitischen Gemeinde ausgetreten sei. Den Brief an den Bankier änderte sie viermal, so schwer ward es ihr, jede Note verwundeten Stolzes daraus fernzuhalten und sich nur an seine Ritterlichkeit zu wenden, die ihr gewiß helfen

werde, ihren Mann zur Rückkehr in die zu schroff geänderten Verhältnisse zu bewegen, die sie durchaus, wenn auch an günstigerem Orte, aufrechtzuerhalten wünsche. Durch ihre Mutter erreichte sie dann in einigen Tagen, daß der Vater einsah, es sei für sein gesellschaftliches und kaufmännisches Ansehen vorteilhafter, einen völligen Bruch mit dem Manne seiner Tochter zu vermeiden. Er billigte ihren Plan, den Grafen um Verlegung ihres Wohnsitzes in die weit entfernte Hafenstadt zu bitten, wo die Firma ein großes Bureau unterhielt, das unter der kaufmännischen Leitung eines jahrzehntelang erprobten Beamten stand. Es wurde deshalb sehr selten von dem Holzhändler besucht, so daß die Charaktergegensätze zwischen ihm und dem Grafen sich kaum noch gefährlich auswirken konnten. Die meisten Rechtsgeschäfte der Firma ließen sich von dort aus ebensogut erledigen.

Da unterdessen der Bankier immer noch nicht geantwortet hatte, reiste die Gräfin entschlossen an seinen Wohnort und ging in den Geschäftsstunden auf sein Bureau. Er war sehr verwirrt, schien genau wie bei der früheren Begegnung ihrem Zauber zu erliegen und erklärte fast stammelnd mit gesucht höflichen Worten, er habe sich in der That geirrt, ihr Herr Gemahl scheine in den Bankarbeiten nicht die Befriedigung zu finden, die beide anfangs erhofft hätten. Es habe sich selbstverständlich um einen unverbindlichen Versuch gehandelt, Gräfin und Graf möchten nach Belieben bestimmen, wann er enden solle.

Als die Gräfin nach einigen Minuten allein vor ihrem Manne stand, ihn für ihre häufige Abwesenheit um Verzeihung bat und ihm in wenigen Worten die neue Stellung und das unbehinderte Zusammenleben in der Hafenstadt malte, war er vernichtet und erlöst zugleich.

* * *

„Du brauchst doch nicht unbedingt in den Beichtstuhl, wenn dir der nach vierzigjähriger Entwöhnung so ekelhaft vorkommt“, sagte der geistliche Zentrumsabgeordnete zu seinem Jugendfreunde, dem Regierungspräsidenten, „du kannst doch bei irgend einem Priester, der dir gefällt, auf dem Zimmer beichten.“ — „Das ist fast ebenso schlimm“, antwortete der Regierungspräsident, „ich müßte einen haben, der mit mir durch den Wald ginge, so neben mir wie du jetzt, aber ohne daß wir uns ansähen, dann ließe sich diese verfluchte Geschichte vielleicht endlich erledigen.“ — „So einer wird sich gewiß auch noch finden lassen“, meinte der Abgeordnete. „Was?“ fiel der Regierungspräsident lebhaft ein, „das ist kirchlich nicht verboten? Dann gib dir weiter keine Mühe, dann tut es mein Kapuziner. Ich bin dir wirklich dankbar, daß du mich auf den Mann aufmerksam gemacht hast. Hätten wir den auf dem Gymnasium als Religionslehrer gehabt, dann wäre es mit mir wohl anders gekommen. Von den modernen Philosophen, die ich gelesen habe, hält er ja nicht viel, und da mag er am Ende recht haben. Er ist ein klarer Kopf und weiß, was in den Stürmen des Lebens standhält. An den vielen Abenden, wo ich diesen Winter mit ihm das Religionsbuch durcharbeitete, hat sein merkwürdiges Verständnis für seelische Verwicklungen fast immer auch ohne Aufwand von Gelehrsamkeit meine philosophischen Bedenken beschwichtigt.“ — „Nun, dann wird er dich ja wahrscheinlich schon durch und durch kennen, und die Beichte kann gar nicht mehr schwierig sein“, sagte der Abgeordnete. Fast ärgerlich

rief der Regierungspräsident: „Natürlich weiß er so gut wie du, daß ich mit meiner Frau nur standesamtlich getraut war, daß mich außer ihrem Geld alles an ihr abstieß, daß ich meine Freuden anderswo gesucht habe und jetzt noch anderswo suchen würde, wenn ich nicht zu alt wäre. Aber das ist doch noch längst keine Beichte! Ich brauche die endlosen Fragen in dem Gebetbuche, das ich mir vor einigen Monaten gekauft habe, nur anzusehen, um genug zu haben!“ — „Verzichte doch auf den Beichtspiegel, wenn er dich ärgert“, sagte der Abgeordnete, „geh mit deinem Kapuziner spazieren, nachdem du mit ihm ausgemacht hast, daß aus dem Spaziergang eine Beichte werden soll, und dann laß ihn das Gespräch führen. Du wirst sehen, daß er sich das meiste schon von selber gedacht hat. Morgen muß ich nach Berlin zur Sitzung. Wenn ich dich nach drei Wochen wiedersehe, ist hoffentlich alles in Ordnung.“

Und so geschah es. An einem Vormittage hatten die wenigen Leute, die durch den Stadtwald gingen, die seltene Freude, den Regierungspräsidenten, der immer für jedermann ein gutes Wort hatte, auch einmal mit einem Kapuziner daherkommen zu sehen. Niemand merkte etwas von Sündenbekenntnis, Reuegebet und Losprechung. Kurz vor der Querstraße, wo einige Automobile hielten, war alles fertig. Der Regierungspräsident lud seinen Beichtvater zu gemeinschaftlicher Heimfahrt ein. Aber der dankte und ging noch weiter vor die Stadt hinaus zu einer seit Wochen schwerkranken Gärtnerfrau. Als er kurz vor dem Mittagessen in sein Kloster zurückkehrte, sagte ihm der Pförtner, vom Hause des Regierungspräsidenten sei telephonisch nach ihm gefragt worden, der Herr sei plötzlich erkrankt und wünsche den Pater sofort zu sehen. Rasch nahm der aus der Kirche alles Nötige für die Sterbesakramente. Der Regierungspräsident war nur noch schwach bei Bewußtsein, aber er starb erst nach vier Tagen.

* * *

Mit sechzehn Jahren legte sich die russische Grafentochter oft auf das riesige Bärenfell vor ihrem Klavier und rauchte heimlich eine sehr dicke, aber nicht sehr schwere Zigarre. Man hatte ihr erzählt, so habe die Fürstin Sayn-Wittgenstein Franz Liszt empfangen, und zu Liszt, dessen Marmorbüste auf dem schwarzen Klaviere stand, blickte die Kleine immer mit schwärmerischer Bewunderung auf.

Raum siebzehn Jahre alt, saß sie in einem pomphaften Kreise herablassend lächelnder Damen und eifrig trinkender Herren an ihrer Hochzeitstafel. Das neuvermählte Paar sollte in einer halben Stunde zum Bahnhofe fahren, um nach Italien zu reisen. Sie ging zum Umkleiden in ihr Zimmer und kam nicht wieder. Der verdugte Bräutigam hörte erst nach einem Monate von gemeinsamen Bekannten, daß er noch im letzten Augenblicke einem heimlichen Nebenbuhler unterlegen sei, der weniger Ländereien und mehr Geist besaß. Die Scheidung war bald erreicht, und die Flüchtige schloß mit ihrem Entführer eine zweite Ehe in der Krim. Das Glück dauerte nicht lange, zumal da sie bald entdeckte, wie unerträglich wenig er ihr auf die Dauer von dem Luxus ermöglichen konnte, an den sie gewöhnt war.

Im ersten Winter lernte sie in Jalta einen verwitweten englischen Lord kennen, und schon im Juli war sie nach Scheidung von dem Russen neuverheiratete Schloßherrin in Schottland. Nun konnte sie ohne Rücksicht auf die

Kosten ihren phantastischen Einfällen folgen. Die hochkonservativen Verwandten ihres Mannes waren über eine so gewissenlose Verhöhnung jedes gesunden Menschenverstandes entsetzt, und als die tolle Russin sich nach vier Jahren immer noch weigerte, dem Lord einen Erben zu schenken, betrieben sie die Scheidung. Die junge Frau war darüber gar nicht erschrocken; sie rühmte sich eher, daß sie mit 22 Jahren schon drei Ehen hinter sich hatte. Bei der letzten Jagd in den Wäldern ihres Mannes saß ihr im Wagen ein schwedischer Baron gegenüber, von dessen lichtblonder Erscheinung sie sofort bezaubert wurde. Der Gedanke an ihn zog sie, als sie nun frei wurde, zu Verwandten ihrer Mutter nach Finnland. Die waren mit dem ganzen schwedischen Adel in Verbindung, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sie auch ihren blauäugigen schottischen Gast wiedersehen würde.

Der hatte aber unterdessen seiner herzigen und klugen Frau allerlei von dem erzählt, was er in Schottland über die auffallende Russin gehört hatte, und so gelang es der schwedischen Baronin, ihren Mann vor den immer wieder ausgeworfenen Nezen zu schützen. Die Russin spähte dafür auf den Schlössern Schonens und in Stockholm fleißig nach Entschädigung. Doch kam sie über Augenblickserfolge nicht hinaus, bis sie auf einem hauptstädtischen Ball einen russischen Konsul kennen lernte. Er war verheiratet, führte aber seit Jahren ein heimliches Doppelleben und begrüßte jede Abwechslung. Beide verstanden sich, und sie mietete in der Nähe von Stockholm eine Villa. Dem Hauspersonal galt der häufige Besucher als Onkel, und weshalb hätte man einer so heitern und freigebigen Herrin nicht gern alles glauben sollen? Auch während des Krieges fand der Konsul trotz berghoch anwachsender Geschäfte immer noch viel Zeit für seine Nichte. Zuweilen mußte sie ihn allerdings nach Petersburg lassen, und eines Tages, als er wieder dort war, las sie in den Zeitungen den Ausbruch der russischen Revolution. Der Konsul kam nicht wieder, und die Geldsendungen von ihrer Familie blieben ebenfalls aus. Ihre Mittel wurden rasch so knapp, daß sie, zunächst unter der Hand, ein Schmuckstück nach dem andern verkaufte. Ein schwergoldenes Marienbild in altrussischem Stil nahm ihr ein etwas blöder Graf, mit dem sie oft getanzt hatte, für zehntausend schwedische Kronen ab. Er konnte zwar einstweilen nur fünftausend flüssig machen, aber da er unverheiratet war und sie oft in das museumartige Schloßchen einlud, das er mit seiner Großmutter bewohnte, schien es ihr nicht ausgeschlossen, Kapital und Zinsen durch eine Heirat wiederzubekommen.

Drei Zimmer ihrer Villa vermietete sie an eine aus Rußland geflüchtete Tante, die vor Jahren in einem polnischen Gouvernement katholisch geworden war. Den klaren Augen der gütigen Frau konnte die Nichte ihre innere Leere und Haltlosigkeit nicht lange verbergen. Es kam ihr ganz unverständlich vor, daß die Tante deswegen katholisch geworden war, weil sie in Polen beobachtet hatte, daß die katholische Kirche ihre Gläubigen viel nachdrücklicher und eingehender zur Veredelung des Charakters anleitete als die russische. Das hielt die Nichte eher für eine Störung ihrer religiösen Gefühle.

Im August trat auf einem Mälardampfer, mit dem beide einen Nachmittagsausflug machten, ein Geistlicher auf sie zu, den die Tante als Prälaten begrüßte, und durch dessen weißen Kopf die Nichte an ihren unvergeßlichen Litzet erinnert

wurde. Der melodische Ton seiner Stimme und der slawische Akzent, mit dem er Französisch sprach, entzückte sie. Er hielt sich einige Wochen in Schweden auf und besuchte Tante und Nichte mehrmals in ihrer Villa. An der Westgrenze Rußlands leitete er in der Nähe des Schlosses der Tante ein Waisenhaus, und früher hatte ihn die Tante dabei durch reiche Gaben unterstützt. Jetzt suchte er in Schweden nach Ergänzung der Mittel, die im neuerstandenen Polen noch allzu spärlich flossen. Die Tante fragte ihn, ob er nicht für die Verwaltung des Hauses eine erfahrene Frau gebrauchen könne, die umsonst arbeite. „Wenn das heißen soll, Gräfin, daß Sie selber diese Frau sind, ja“, antwortete der Prälat. Die etwas im Hintergrund sitzende Nichte hatte die ganze Zeit ihre glühenden Augen auf den Kopf des Prälaten gerichtet, der sie so berückend an Liszt erinnerte.

Als der Geistliche fort war, schlug sie der Tante vor, mit nach Polen zu gehen, um ihr im Waisenhaus zu helfen. Sie müsse dann ja vielleicht katholisch werden, aber das wolle sie sehr gern, wenn der Prälat sie selber unterrichte und in die Kirche aufnehme. Allerdings müsse sie erst noch sehen, ob der Graf, der ihr die fünftausend Kronen schulde, es mit seinen letzten Andeutungen über eine baldige Heirat ernst meine: dann könne sie selbstverständlich nicht katholisch werden. Die Tante bemühte sich vergebens, ihr diesen Schacher mit dem Heiligen auszureden und reiste nach Polen.

Die Nichte fand nicht sogleich jemand anders für die leergewordenen Zimmer. Ihr Geld schmolz immer beängstigender zusammen, und der blöde Schuldner vertröstete sie auf den Tod seiner kranken Großmutter — erst nach Ablauf der Trauer könne er sich verloben. Sie traute ihm nicht mehr, entließ ihr Personal, machte ihre Möbel zu Geld und zog nach Paris, wo sie den tiefen Stand des Francs ausnützen wollte.

Wenige Jahre später sah sie dort ein ebenfalls verarmter Hausfreund ihrer Familie um die Große Oper streichen und lächelnd nach links und rechts blicken, bis ein Mulatte sich betören ließ und sie grinsend zu einem Automobil führte.

* * *

Und so braust ohne Unterlaß, jetzt wie einst, entzückend und erschreckend, das geheimnistiefe Meer des Lebens. Menschen landen, Menschen stranden, und vor unsern Augen sehen wir, was Taine nach all seinen Forschungen in der Geschichte immer wieder bestätigt fand: daß der einzelne meistens zu schwach ist, ohne lebendige Eingliederung in eine starke Gemeinschaft die in ihm lauernde Wildheit niederzuhalten. Aber keine Gemeinschaft besitzt aus sich die Macht, den Einzelwillen wirksam an ihr läuterndes und stählendes Gesetz zu binden — auch die katholische Kirche nicht. Schon Augustinus hat geklagt: „Am schlechtesten von allen leben die schlechten Christen“, und „wie viele, meine Brüder, würden wohl gern Christen werden, doch an dem schlechten Leben der Christen nehmen sie Anstoß“ (Migne 36, 242 f.). Die katholische Kirche kann heute weniger als früher verhindern, daß man sich ihrem Einfluß entzieht. Wer sich aber frei mit ganzer Seele ihr hingibt, den erfüllt sie auch jetzt noch mit Mut und Kraft zum Allerschwersten.

Jakob Overmans S. J.